

Family Matters

Umgangsweisen mit Rassismus und transnationale Familienpraxen

Miriam Hill

Wenn Menschen ihren Wohn- und Lebensort verlassen, sind sie meist in familiäre Prozesse eingebunden. Somit spielt die Familie im Zuge einer Migration eine sehr bedeutende Rolle (vgl. Apitzsch 2006, Pries 2008, Bryceson/Vuorela 2002), auch wenn dies lange Zeit in der Migrationsforschung kaum Beachtung fand. Prekäre sozio-ökonomische Bedingungen sowie konflikt-hafte oder kriegерische Auseinandersetzungen im Herkunftsland bewegen Familien zu der Entscheidung, eine Migration zu wagen. Dabei gehen sie häufig große Risiken ein und stoßen auf Hürden und Unabwägbarkeiten, die sie während und nach dem Migrationsprozess begleiten. Nur wenigen Familien ist es möglich, direkt im gesamten Familienverband zu migrieren, da ihnen aufenthalts- und arbeitsrechtliche Vorgaben im Zielland dies verweigern. Deshalb sind familiäre (temporäre) Trennungen gängige Praxis, um das Projekt Migration erst zu ermöglichen. Während meist ein Familienmitglied (Vater, Mutter etc.) die Migration einleitet, bleiben nahe Verwandte wie Kinder oder Ehepartner*in im Herkunftsland zurück. Erst wenn absehbar ist, ob eine Migration erfolgreich umgesetzt werden kann und eine Zukunft im Aufnahmeland möglich ist, werden Kinder und Ehepartner*in nachgeholt (vgl. Hill/Tschuggnall 2016). Diese familiäre Trennung kann unter Umständen bis zu mehreren Jahren dauern und stellt für die gesamte Familie eine große Herausforderung dar. Neben dieser einschneidenden Phase können sich zudem auch erlebte Ausschlusspraxen und Rassismuserfahrungen in negativer Weise auf Familien auswirken – vor allem dann, wenn es darum geht, ein Leben in einem neuen Umfeld zu gestalten. Nicht selten

stoßen Migrationsfamilien auf diskriminierende und ausschließende Systeme und Handlungen, denen sie im Bereich der Bildung, der Erwerbsarbeit, des Wohnens oder in der Öffentlichkeit begegnen.

Der folgende Beitrag widmet sich der Frage, welche Hürden Familien während und nach der Migration meistern (müssen) und auf welche Ausschlusspraxen sie stoßen. Dabei werden vor allem Erfahrungen mit (Alltags-)Rassismus sowie migrationsbedingte familiäre Trennungen in den Blick genommen. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, in welcher Weise intergenerational über Rassismus und familiäre Trennungserfahrungen gesprochen wird, welche Umgangsweisen entwickelt werden und welche Bedeutung die Familie im Zuge der Migration einnimmt. Anhand zweier Migrationsfamilien, die seit den 1990er Jahren in Österreich leben, sollen diese Phänomene hier exemplarisch nachgezeichnet werden. Ihre Narrationen stehen stellvertretend für die Erfahrung vieler Familien.

Der Beitrag beginnt mit einer thematischen Auseinandersetzung zu Barrieren im Zuge familialer Migrationsprozesse, bei denen Rassismus- und Trennungserfahrungen eine zentrale Rolle spielen. Im nächsten Abschnitt werden anhand empirischer Interviewdaten die Narrationen zweier Migrationsfamilien analysiert und ihre Erfahrungen mit Rassismus und Trennung herausgearbeitet. Das Fazit stellt heraus, dass Migrationsfamilien es trotz zahlreicher Hürden schaffen, für sich und ihre Angehörigen eine Zukunft in Österreich zu gestalten. Durch die Anerkennung der transnationalen Erfahrungen von Migrationsfamilien werden Rassismus und migrationsbedingte Trennung aus einer Empowerment-Perspektive betrachtet. Eine solche Perspektive bricht mit der Kontinuität von defizitären (Opfer-)Diskursen und plädiert für eine diversitätsbewusste Familien- und Migrationsforschung.

Barrieren im Zuge familialer Migrationsprozesse

Wenn Familien sich aufgrund von prekären sozio-ökonomischen Verhältnissen im Herkunftsland oder aufgrund von konflikthafter und kriegerischer Situationen dazu entscheiden, eine Migration umzusetzen, sind sie mit vielfältigen Barrieren konfrontiert. Dies fängt bereits bei der Frage an, wer migriert und unter welchen Umständen die Migration vollzogen werden kann. So weist etwa der Soziologe Ludger Pries darauf hin, dass nur eine Minderheit unabhängig von familialen Netzwerken migriert und dass bei

der Mehrheit die Familie im Migrationsprozess eine große Rolle einnimmt (vgl. Pries 2010: 39ff.). Häufig geht deshalb zunächst ein Mitglied der Kernfamilie (Vater, Mutter etc.) voraus und lässt Kinder oder Ehepartner*in im Herkunftsland zurück. Sobald die aufenthaltsrechtliche und finanzielle Lage es zulässt, werden Angehörige nachgeholt. Diese familiäre Trennung kann von einigen Monaten bis zu mehreren Jahren dauern und stellt unter Migrationsfamilien eine gängige, aber herausfordernde Praxis dar. Helma Lutz stellt diesbezüglich fest, dass transnationale Migration für alle Familienmitglieder – sowohl für jene, die migrieren als auch für jene, die zurückbleiben – mit Spannungen verbunden sein kann, da Verbindungen zu Orten und Menschen neu ausgehandelt und bestimmt werden müssen (vgl. Lutz 2007: 131). Migrationsfamilien sind daher permanent familialen, räumlichen und zeitlichen Aushandlungsprozessen ausgesetzt und können somit als fluide betrachtet werden (vgl. Pries 2010). Das bedeutet, dass Familien im Migrationsprozess eine enorme Flexibilität abverlangt wird und sie auf familiäre Ressourcen im Aufnahme- und im Herkunftsland zurückgreifen, da sonst eine Migration kaum umsetzbar wäre.

Als transnationale Familienpraxis kann neben der sogenannten Heirats- und Pendelmigration auch das Phänomen der „Kofferkinder“ betrachtet werden. Der deutlich wertende und meist negativ konnotierte Begriff bezieht sich auf Kinder, die im Zuge eines Migrationsprozesses zeitweise von ihren Eltern getrennt leben. Auch hier spielen aufenthaltsrechtliche Vorgaben und die finanzielle Situation der Familie eine bedeutende Rolle und führen etwa dazu, dass Kinder im Herkunftsland bleiben, während die Eltern oder ein Elternteil ins Ausland migriert. Meist kommen die Kinder zu nahen Verwandten (Großeltern, Tanten, Onkeln), die sie während der Abwesenheit der Eltern betreuen und erziehen (vgl. Hill/Tschuggnall 2016: 153ff.). Durch Telefonate, digitale Kommunikationsmedien und gegenseitige Besuche werden die familialen Bezüge aufrechterhalten. Während einige Eltern(teile) ihre Kinder nach mehreren Monaten oder auch Jahren ins Aufnahmeland nachholen, kommt es in anderen Fällen zu dauerhaften Trennungen. Die (temporäre) Trennung stellt zumeist eine stark einschneidende biografische Erfahrung dar, vor allem für die Kindergeneration (vgl. Hill/Tschuggnall 2016). Aber auch aus Sicht der Eltern wird sie vielfach als krisenhafte, dennoch notwendige Entscheidung gesehen.

Während einerseits migrationsbedingte Trennungen die Familien in der Migration stark herausfordern, können auf der anderen Seite Erfahrungen

mit Ausschließungspraxen und Rassismus als einschränkend betrachtet werden. Hierbei geht es um (Alltags-)Rassismen im öffentlichen Raum, in Institutionen oder auf struktureller Ebene, die sich hinderlich auf das Leben der Familien auswirken. Die kritische gesellschaftliche und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Rassismus hat gerade in jüngster Zeit zugenommen und zeigt sich auch an der steigenden Anzahl rassismuskritischer Publikationen (vgl. etwa Fereidooni/El 2017, Foroutan 2020). Als Grund kann die vermehrte Berichterstattung über rassistisch motivierte Straftaten gegenüber Menschen vermeintlich „anderer“ Herkunft genannt werden. Wurden Rassismuserfahrungen lange Zeit tabuisiert, verharmlost und – wie es Mark Terkessidis beschreibt als „rotes Tuch“ (Terkessidis 2004: 7) betrachtet, so können diese nicht länger geleugnet werden. Nicht nur Menschen mit eigener oder familialer Migrationsgeschichte können Adressat*innen von Rassismen werden, sondern all jene, denen ein Migrationshintergrund und/oder eine „Andersartigkeit“ in Bezug auf die (vermeintliche) Herkunft zugeschrieben wird.

Im Hinblick auf Migrationsfamilien geht es auch um die Frage, wer Zugang zu bestimmten Ressourcen wie guter Bildung, Erwerbsarbeit oder adäquatem Wohnraum erhält und wem dieser Zugang verwehrt oder zumindest erschwert wird. Nicht immer sind diese Ausschließungspraxen für alle Gesellschaftsmitglieder sichtbar. Vielmehr bleiben sie jenen Menschen verborgen, die als Mehrheitsangehörige gelesen und deren Privilegien als selbstverständlich betrachtet werden. Allerdings können aufenthaltsrechtliche Vorgaben und Beschränkungen oder arbeitsrechtliche Bestimmungen als Ausschließungspraxis fungieren und Angehörige von Migrationsfamilien benachteiligen. Dabei müssen diese Ausschließungspraxen nicht immer intendiert oder ausschließlich auf interindividueller Ebene artikuliert werden. Rassismen schlagen sich ebenso auf institutioneller, struktureller oder diskursiver Ebene nieder und bilden „ein soziales und gesellschaftliches System von Diskursen und Praktiken der machtvollen Unterscheidung und Kategorisierung von Menschen“ (Scharathow 2014: 37). In jedem Fall haben Otherring und auf Herkunft begründete Ausschließungspraxen rassismusrelevante Effekte, die den Alltag von Migrationsfamilien massiv erschweren und in ihren Handlungsmöglichkeiten einschränken.

Im folgenden Beitrag findet deshalb eine Perspektiv-Verschiebung statt, welche die Erfahrungen und das Wissen der Migrationsfamilien in den Mittelpunkt rückt und sie als Expert*innen ihres Alltags betrachtet. Dabei ist

von besonderem Interesse, welche Umgangsweisen und Lebensstrategien Familien mit Trennungen und Rassismus entwickeln. Durch die subjektorientierte Perspektive ist es möglich, bis dato verschwiegene oder negierte Familienerfahrungen im Kontext von Migration zu thematisieren und auf benachteiligende und hinderliche Faktoren hinzuweisen. Dabei sind die Familien nicht lediglich den gesellschaftlichen Gegebenheiten unterworfen, sondern agieren als selbstbestimmte, aktive und kreative Subjekte, die Möglichkeitsräume ausloten.

Fallbeispiele: Familie Miftari und Familie Lukic

Im Folgenden werden die Erfahrungen der Familie Miftari und der Familie Lukic anhand von qualitativem Datenmaterial rekonstruiert. Dabei werden einerseits erlebte Rassismuserfahrungen (Familie Miftari) und andererseits migrationsbedingte Trennungserfahrungen (Familie Lukic) herausgearbeitet und skizziert. Ziel ist es, Ausschlusspraxen wie Rassismus und transnationale familiäre Herausforderungen mit migrationsbedingter Neuorientierung zusammenzudenken. Ausgehend von diesen familialen Erfahrungen sollen neue Erkenntnisse für die rassismuskritische und diversitätsbewusste Bildung gewonnen werden.

Die empirischen Daten beruhen auf Gruppendiskussionen, die im Familienkontext geführt wurden sowie auf ergänzenden teilnarrativen Einzelinterviews mit ausgewählten Familienmitgliedern.¹ Ausgewertet wurden sie in Anlehnung an die dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack (1989). Hierbei war von besonderem Interesse, was sich in dem Gesagten über die Darstellenden, deren (Familien-)Orientierungen und Praktiken, aber auch über die jeweiligen subjektiven Positionierungen dokumentierte.

1 Die Interviewdaten wurden im Rahmen des internationalen D-A-CH-Forschungsprojektes „Lebensstrategien von Migrationsfamilien in marginalisierten Stadtteilen“ (2012–2015) erhoben, in dem die Autorin als Projektmitarbeiterin tätig war. Hierbei wurden die Lebensstrategien in Bezug auf Bildung, Erwerbsarbeit und Wohnen migrierter Familien erforscht. Das Projekt wurde gefördert von DFG, FWF und SNSF. Im Rahmen ihrer qualitativen Forschungsarbeit hat die Autorin einen eigenen Schwerpunkt auf Rassismuserfahrungen und ihre Thematisierung im Familienkontext gelegt (vgl. Hill 2020).

Familie Miftari

Die Familie Miftari kommt aus dem heutigen Nordmazedonien² und lebt seit über zwanzig Jahren in Österreich. Die Familie gehört der albanischen Minderheit an. Die Migration der Familie erfolgte schrittweise. Zunächst kam der heute fünfzigjährige Familienvater Lian Miftari 1990 alleine von Nordmazedonien über Slowenien nach Österreich. Seine Ehefrau Drita und die beiden kleinen Söhne blieben zunächst im Herkunftsland bei Verwandten. Anlass für die familiäre Migration nach Österreich war die sich verschlechternde ökonomische Situation im ehemaligen Jugoslawien. Da der junge Familienvater Lian Miftari keine Arbeit im Herkunftsland fand und von seinen Eltern finanziell abhängig war, ging er zunächst alleine nach Österreich. Als ausgebildeter Textiltechniker und Maurer fand er bald eine Anstellung in der Baubranche und konnte somit seine Familie ernähren. Nach sechsjähriger Trennung war es Lian Miftari schließlich möglich, seine Frau und die beiden Söhne nach Österreich nachzuholen. Der zehnjährige Milo besuchte hier zunächst die Volksschule, während sein sechsjähriger Bruder Edwin in die Vorschule ging. Heute arbeitet Milo als Kellner. Er hat vor kurzem die ebenfalls aus Nordmazedonien stammende 23-jährige Adriana geheiratet. Edwin besucht derzeit die Abendschule und möchte nach der Matura Polizist werden. Die heute 44-jährige Drita Miftari schloss im Herkunftsland die Pflichtschule ab. Aufgrund der frühen Familiengründung war es ihr aber nicht möglich, einen Beruf zu erlernen. In Österreich arbeitet Drita als Reinigungskraft in mehreren Privathaushalten und Arztpraxen.

Die Gruppendiskussion wurde mit den Eltern Drita und Lian Miftari sowie mit dem Sohn Edwin und der Schwiegertochter Adriana geführt.

Familiales Sprechen über Rassismus

Die Familie Miftari spricht sowohl in der Gruppendiskussion (GD) als auch in den Einzelinterviews (EI) über Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung. Der 23-jährige Sohn Edwin bezieht sich in seinen Narrationen

2 Im Jahr 2020 wurde der offizielle Staatsname von Mazedonien in Nordmazedonien geändert. Die Interviews fanden im Jahr 2013 statt, weswegen hier noch von „Mazedonien“ gesprochen wird.

vor allem auf Österreich, wenn er eigene Rassismuserfahrungen thematisiert. Seine Eltern Drita und Lian Miftari berichten hingegen mehrfach von Diskriminierungserfahrungen im Herkunftsland und heben die schwierige Situation der dort lebenden albanischen Minderheit hervor. Vor allem Lian Miftari spricht über massive Diskriminierungserfahrungen in Nordmazedonien. Insgesamt wird deutlich, dass das Sprechen über Diskriminierungen und Rassismuserfahrungen in der Familie kein Tabuthema darstellt. In offener und teilweise ergänzender Weise wird von erlebten Situationen erzählt, die sich sowohl auf das Herkunfts- als auch auf das Aufnahmeland beziehen. Dieses Wissen über Rassismus kann als „Familienwissen“ gedeutet werden, das Eingang in familiäre Narrationen gefunden hat und gemeinsam verhandelt wird.

Bereits wenige Minuten nach Beginn der Gruppendiskussion bringt Edwin selbstläufig das Thema Rassismus ein, als er zunächst über die Vorzüge des Lebens in Österreich spricht. Dabei weist er auch auf erlebte Diskriminierungserfahrungen hin: „Und man hört es zwar auch, weil ich Fußball spiele, ab und zu beim Spiel: ‚Du scheiß Jugo!‘ Aber da sind die Emotionen dabei, das fällt- da fallen manchmal Beschimpfungen, aber (.) ((räuspert sich)) das Leben hier ist schön“ (GD Edwin). Edwin, der als Jugendlicher eine Karriere als Fußballprofi anvisierte, erzählt auch in anderen Sequenzen über die Ausschlusspraxen und Diskriminierungen beim Fußball: „Das mit Fußball lief bis dahin gut und dann kam meine erste Verletzung, mit siebzehn oder achtzehn am linken Knie. [...] Dann habe ich zurückgeköpft und da habe ich das erste Mal gemerkt-, den Rassismus gemerkt. [...] Oder ein bisschen Freunderlwirtschaft [Vetternwirtschaft, Anm. M. H.]“ (GD Edwin). In dieser Sequenz spricht Edwin von den Anstrengungen, die er unternommen habe, um sich nach einer Knieverletzung wieder im Fußballsport zu etablieren. Interessant ist hier, dass er explizit von „Rassismus“ spricht und dass er ihn in dieser Situation „das erste Mal gemerkt“ habe. Mit dieser Aussage weist Edwin darauf hin, dass er womöglich schon vorher ähnliche Erfahrungen gemacht hat, diese aber nicht als Rassismus identifizieren oder benennen konnte. Es scheint, als werde ihm im Moment der Erzählung bewusst, dass es sich hier tatsächlich um Rassismus gehandelt hat. Indem er am Ende seiner Aussage von „Freunderlwirtschaft“ spricht, versucht er eine Abschwächung oder Relativierung des vorher Gesagten vorzunehmen. Im Weiteren berichtet Edwin in der Gruppendiskussion noch einige Male von Ausschlusspraxen des Vereins, bei dem Spieler mit österreichischer

Nationalität klar gegenüber anderen Spielern bevorzugt wurden: „Im Verein habe ich das dann gemerkt, dass eher die Österreicher bevorzugt worden sind. [...] Als ausländische Spieler. Egal, ob sie aus Kroatien, Bosnien, aus der Türkei oder sonst wo waren. [...] Wurde schon geschaut, dass eher Wert auf die Österreicher gelegt wird“ (GD Edwin). In dieser Sequenz beschreibt Edwin ganz klar die Ausschließungspraxis des Vereins und die damit verbundene Bevorzugung österreichischer Spieler. Edwin, der de jure nordmazedonischer Staatsangehöriger ist, sieht sich in dieser Argumentation nicht als Österreicher, obwohl er mehrfach erwähnt, sich auch als Teil der österreichischen Gesellschaft zu verstehen. Er erfährt hier einen Ausschluss, der entlang der Differenzlinie Staatsangehörigkeit vollzogen wird. Somit kann Edwins eigenes Zugehörigkeitskonzept, wie er es an anderer Stelle formuliert mit „ich fühle mich auch zum Teil als Österreicher in gewissen Punkten“ (GD Edwin) hier nicht greifen, sondern unterliegt dem starren und binären Konzept von „Wir“ (Österreicher*innen) und „die Anderen“ (Nicht-Österreicher*innen), bei dem es keine möglichen „Zwischenräume“, Uneindeutigkeiten oder changierenden Zugehörigkeiten geben darf.

Im Gegensatz zu Edwin, der über mehrere rassismusrelevante Situationen in Österreich berichtet, bleiben seine Eltern Drita und Lian Miftari diesbezüglich eher zurückhaltend. Sie betonen vielmehr die erlebten Diskriminierungen im Herkunftsland. So bezieht sich seine Mutter Drita auf die schwierige Situation der albanischen Minderheit in Nordmazedonien mit den Worten: „[...] weil wir sind die Albaner in Mazedonien. Immer ein bisschen diskriminiert von denen. Von der Regierung, die die Mazedonier haben, weil die Mazedonier haben mehr Rechte als die Albaner unten“ (EI Drita). Auch ihr Ehemann Lian berichtet von diskriminierenden Praxen gegenüber der albanischen Minderheit im Herkunftsland, die von verwehrtten Berufschancen trotz guter Ausbildung bis hin zu politisch motivierten Verhaftungen reichten und somit Lians Familie massiv einschränkten. So formuliert Lian: „Jeder zweite Albaner war im Gefängnis“ (GD Lian). Er selber habe einen Polizeieingriff über sich ergehen lassen müssen, den er als sehr gravierend beschreibt. Die danach erfolgte Migration nach Österreich kann daher als eine Art Lebensstrategie betrachtet werden, um Diskriminierungen und Rassismen im Herkunftsland zu entgehen und eine Perspektive für sich und die Familie zu schaffen (vgl. Riegel et al. 2018).

Familie Lukic

Die Familie Lukic migrierte aufgrund von prekären sozio-ökonomischen Bedingungen sowie infolge von aufkeimenden kriegszerstörerischen Konflikten im Herkunftsland. Die Eltern Branka (55 Jahre alt) und Dragan Lukic (59 Jahre alt) wurden im heutigen Serbien geboren. Nach der Schulzeit verließen sie ihre Herkunftsregion und nahmen eine Arbeit im heutigen Slowenien an, wo sie sich auch kennenlernten. Nach der Heirat und der Geburt der drei Töchter blieb die Familie noch gemeinsam für einige Zeit in Slowenien. Später migrierte der Vater Dragan Lukic nach Österreich, während seine Frau Branka mit den drei Töchtern zu ihren Schwiegereltern ins heutige Serbien zog. Nach einem Jahr migrierte auch die Mutter zu ihrem Ehemann nach Österreich und ließ die drei Kinder bei den Schwiegereltern zurück. Vier Jahre später konnten die beiden jüngeren Kinder Suzana und Milena im Alter von elf und zwölf Jahren nachgeholt werden, während die älteste Tochter Vesna zunächst noch in Serbien die Schule beendete und später zu ihrer Tante nach Slowenien zog, um dort ein Studium zu absolvieren. Als einzige Angehörige der Kernfamilie migrierte Vesna nicht nach Österreich.

Suzana Lukic, die jüngste Tochter der Familie, heiratete vor wenigen Jahren den aus Serbien stammenden Boris Lukic. Sie haben eine gemeinsame vierjährige Tochter und leben in der Nähe der Eltern. Die Gruppendiskussion wurde mit Suzana, Boris sowie den Eltern Dragan und Branka Lukic durchgeführt.

Familiales Sprechen über migrationsbedingte Trennung

Die Familie Lukic blickt auf eine bewegte und von Trennungen durchzogene Migrationsgeschichte zurück. Dabei wurden mehrfach Ländergrenzen passiert und transnationale (Familien-)Netzwerke aktiv genutzt. Nur so war es möglich, das Projekt Migration gelingen zu lassen. Obwohl das Phänomen der familialen Trennung bei der Familie Lukic in besonders prägnanter Weise zum Vorschein kommt, können viele Migrationsfamilien über ähnliche Erfahrungen berichten.

In der Familie Lukic wird die familiäre Trennung von Eltern und Kindern im Zuge des Migrationsprozesses zunächst nur am Rande der Gruppendiskussion angesprochen. Auf Nachfrage der Interviewerin wird dann aber

berichtet, dass die Eltern Branka und Dragan Lukic ihre Kinder in Serbien zurückließen und erst nach vier Jahren zwei ihrer Töchter nach Österreich nachholen konnten. Als Grund für die lange Trennung werden aufenthaltsrechtliche, monetäre und wohnräumliche Vorgaben des Aufnahmelandes genannt, die das Ehepaar erst nach vier Jahren erfüllen konnte.

Im Folgenden soll herausgearbeitet werden, wie die migrationsbedingte Trennung einerseits von der Tochter Suzana erlebt wurde und retrospektiv gedeutet wird und andererseits wie ihre Mutter Branka über diese Erfahrung spricht.

In Suzanas Erzählung über die schrittweise Migration der Familie kommt die kindliche Ohnmacht stark zum Ausdruck. Suzana habe damals keinen Einfluss auf das elterliche Migrationsprojekt gehabt und sei dem passiv ausgesetzt gewesen. Ihre Eltern hätten sie und ihre Schwestern nicht in die Entscheidung miteingebunden, vielmehr seien sie davon überrascht worden: „Da haben sie [die Eltern. Anm. M.H.] gesagt, wir fahren morgen alle nach Serbien. Wir haben nicht gewusst, wie und was. Ich kann mich nur noch erinnern, dass der LKW gekommen ist und die Sachen eingepackt hat“ (EI Suzana). Zudem habe sie sich als Kind machtlos und übergangen gefühlt: „Ich war damals klein, keiner wollte mir zuhören“ (EI Suzana). Obwohl die Migrationserfahrung auch in der Retrospektive als eine sehr einschneidende erzählt wird und Suzana kaum nachvollziehen kann, wie ihre Eltern die Kinder zurücklassen konnten, weiß sie heute doch, dass die schwierige Situation im Herkunftsland die Eltern zur Trennung bewog: „Weil, wenn wir in Serbien unten geblieben wären, wäre unser Leben ganz anders, weil unten ist keine Existenz, gar nichts“ (EI Suzana). Hieran wird Suzanas ambivalente Haltung gegenüber der Migration deutlich. Sie schwankt zwischen ihrer emotionalen Betroffenheit und dem rationalen Bewerten: Einerseits musste sie mehrfache familiäre Trennungserfahrungen hinnehmen, sich in Serbien bei den Großeltern in einem neuen Familiengefüge zurechtfinden und dann ein weiteres Mal migrieren und sich in Österreich neu orientieren. Diese Erfahrungen sind für Suzana mit Verlust und Ängsten verbunden. Andererseits ist ihr aus heutiger Perspektive bewusst, dass die Eltern ihren Kindern eine gute Zukunft ermöglichen wollten und deshalb das Wagnis Migration eingingen. Auch an der Narration der Mutter Branka wird deutlich, dass sie die lange familiäre Trennung als sehr schmerzlich erlebt haben muss: „[D]ie Zeit war schwer, wie die Kinder unten waren, die vier Jahre. Das waren die schwersten Jahre in meinem Leben“ (EI Branka). Dennoch betont Branka,

dass der Migrationsentschluss, den sie gemeinsam mit ihrem Ehemann getroffen habe, alternativlos gewesen sei: „Für die Kinder war es schwer, ich weiß, aber ich konnte nichts anders machen“ (EI Branka). Obwohl Branka damals davon ausgegangen war, dass ihre Kinder von ihren Schwiegereltern gut versorgt werden, bezeichnet sie die Situation heute als „nicht das Richtige“ (EI Branka). Hieran kann abgelesen werden, dass Brankas Vorstellung von Familie an das Zusammenleben von Eltern und Kindern an einem gemeinsamen Ort geknüpft ist. Darüber hinaus berichtet Branka von vielfachen Entbehrungen und dem innigen Wunsch, die Kinder nach Österreich zu holen: „Wir waren nicht zum Sparen, wir wollten nur, dass wir genug zum Leben haben, aber dass die Kinder, die Kinder mit mir sind“ (EI Branka). Von Anfang an sei das Ziel gewesen, die Kinder nachzuholen und sich ein gemeinsames Leben in Österreich aufzubauen. Dass dies erst nach vier Jahren gelang, lag im Wesentlichen an behördlichen Vorgaben. So musste beispielsweise das Einkommen entsprechend hoch und die Wohnung ausreichend groß sein. Branka Lukic erklärt: „Dreieinhalb Jahre haben [...] wir ja gekämpft für diese Wohnung. Erst wenn wir eine Wohnung bekommen, konnte ich die Kinder heraufbringen“ (EI Branka). Daran wird sichtbar, warum die familiäre Trennung so lange dauerte und welche Hürden die Familie überwinden musste, um das Familienprojekt Migration dennoch erfolgreich zu meistern.

Fazit

Am Fallbeispiel der Familie Lukic wurden transnationale Migrationsprozesse skizziert und innerfamiliäre Herausforderungen beschrieben. Dabei wurde vor allem auf die jahrelange Trennung von Eltern und Kindern geblickt und wie diese in der Retrospektive von Mutter und Tochter bewertet wird. Das Fallbeispiel hat gezeigt, dass der Migrationsprozess sowie zeitweise familiäre Trennungen einschneidend und herausfordernd für die gesamte Familie waren. Die hier beschriebenen Erfahrungen der Familie sind aber nicht als Einzelphänomene zu betrachten, sondern spiegeln sich in vielen Narrationen migrierter Familien wider (vgl. Scharathow 2014; Terkessidis 2004). Der erschwerte Zugang zu nationalen Ressourcen wie Bildung, Erwerbsarbeit oder Wohnen sowie die hier skizzierte familiäre Trennung führen dazu, dass auf familiäre und transnationale Netzwerke zurückgegriffen wird. Da-

durch werden Möglichkeitsräume erschlossen und Perspektiven geschaffen. Die Familien nutzen ihr soziales und kulturelles Kapital, indem beispielsweise über Verwandte eine Arbeitsstelle vermittelt oder die Kinder von Angehörigen in Obhut genommen werden. Diese familialen Netzwerke sind von immenser Bedeutung, da sie Alternativen zu oftmals schwer zugänglichen Regelsystemen bieten. Sie können somit als kreative und widerständige Reaktionen auf ausschließende Systeme und Praxen gelesen werden.

Dass die Familie im Umgang mit Rassismus und Ausschlusspraxen eine wichtige Rolle einnimmt und im Weiteren als Schutz gebender (Diskurs-)Raum interpretiert werden kann, zeigt das Fallbeispiel der Familie Miftari. Hieran wird deutlich, wie Angehörige von Migrationsfamilien Rassismus zur Sprache bringen und in welcher Form sie sich mit Rassismus Erfahrungen auseinandersetzen (müssen). Dabei hat die Familie ein Wissen über diskriminierende Praktiken generiert, um handlungsfähig zu bleiben. Dieses Wissen über Rassismus wird von Mark Terkessidis als „unterworfenen Wissensart“ bezeichnet, da es selten anerkannt wird und meist „unter dem Druck der Disqualifikation steht“ (Terkessidis 2004: 124).

Am Beispiel der Familie Miftari konnte zudem sichtbar gemacht werden, dass sich nicht alle Familienmitglieder gleichermaßen gegenüber Rassismus positionieren. Während die Eltern kaum erlebte Rassismuserfahrungen in Österreich zur Sprache bringen, verhält es sich bei ihrem 23-jährigen Sohn Edwin ganz anders. Er fühlt sich als Teil der österreichischen Gesellschaft und klagt Rassismus mehrfach an. Obwohl auch bei ihm Unsicherheiten in Bezug auf die Benennung von Rassismus sichtbar werden, spricht Edwin erlebte Erfahrungen diesbezüglich offen an. Als junger Mann, der seit seinem sechsten Lebensjahr in Österreich lebt, ist er nicht bereit, Ausschlusspraxen und Diskriminierungen in Bezug auf seine Herkunft und Staatsangehörigkeit fraglos hinzunehmen. Wie auch andere erwachsene Interviewpartner*innen der zweiten Generation, fordert Edwin Gleichheit ein und macht auf alltägliche Unterscheidungs- und Ausschlusspraxen, wie beispielsweise beim Fußball, aufmerksam.

Obwohl mehrheitlich die Kindergeneration von migrierten Familien Rassismus zur Sprache bringt, ist jedoch nur bedingt der Faktor Generation als alleinige Begründung für den jeweiligen Umgang mit Rassismus(Erfahrungen) zu betrachten. Vielmehr können die soziale und juristische Zugehörigkeit zur Aufnahmegesellschaft eine Rolle in der Bewertung von und im Umgang mit Rassismus(Erfahrungen) spielen. Demnach ist von immenser

Bedeutung, ob ich mich als Teil der österreichischen Gesellschaft verstehe und somit nicht (länger) bereit bin, Ungleichheit zu akzeptieren – dies trifft sicherlich häufig, aber nicht nur, auf die zweite oder dritte Generation zu. Hingegen bleiben Angehörige, die evtl. im Herkunftsland Diskriminierungserfahrungen gemacht haben und sich nur bedingt als Teil der österreichischen Gesellschaft fühlen bzw. nicht als solche von außen anerkannt werden, in der Benennung von Rassismus in Österreich eher zurückhaltend. Indem die Elterngeneration fast reflexartig betont, froh zu sein, in Österreich zu leben, scheinen hier gemachte Diskriminierungserfahrungen zunächst nebensächlich oder werden als normalisierte Praktiken gedeutet.

Nicht zuletzt muss darauf hingewiesen werden, dass der Umgang mit Rassismus vom familialen Kontext, von aktuellen und früheren Lebensumständen und von aufenthaltsrechtlichen Bedingungen abhängt. Ein nicht zu unterschätzender Faktor ist zudem der Besitz der Staatsangehörigkeit des Aufnahmelandes. Die Staatsangehörigkeit wird vielfach als eine Art Absicherung und Schutz begriffen, wenn Rassismus im Aufnahmeland angesprochen und angeklagt wird (vgl. Hill 2020: 163f.). Denn oftmals schwingen in den Narrationen über erlebte Rassismen Unsicherheiten und Ängste mit, dass das Gesagte in die Öffentlichkeit geraten und somit negative Auswirkungen auf das Leben in Österreich haben könnte.

Die Thematisierung von Rassismus und migrationsbedingter familialer Trennung impliziert, auf gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsverhältnisse aufmerksam zu machen und gleichzeitig Sprech- und Handlungsräume zu eröffnen. Darüber hinaus muss es auch um die Sichtbarmachung von häufig verschwiegenen und tabuisierten Erfahrungen wie familiäre Trennungen oder Rassismus in der Gesellschaft gehen, soll eine nachhaltige Veränderung in Gang gesetzt werden. So plädiert etwa Nissar Gardi dafür, „Safer Spaces“ (Gardi 2018: 87) zu schaffen, damit gegenhegemoniales Wissen und Handeln ermöglicht wird. In diesem Zusammenhang kommt der Familie eine bedeutsame Rolle zu, die als Ort der Unterstützung und Aushandlung betrachtet werden kann. Die hier skizzierten familialen Trennungs- und Rassismuserfahrungen haben zwei wesentliche Hürden migrierender Familien aufgezeigt, die in der gesellschaftlichen Wahrnehmung oft vernachlässigt werden. Gelingt es Familien mit diesen Unwägbarkeiten und Ausschlusspraxen umzugehen und Möglichkeitsräume zu erschließen, können die AkteurInnen mit Recht als WegbereiterInnen der Globalisierung betrachtet werden.

Literatur

- Apitzsch, Ursula (2006): „Die Migrationsfamilie: Hort der Tradition oder Raum der Entwicklung interkultureller biografischer Reflexivität?“, in: Tarek Badawia/Helga Luckas/Heinz Müller (Hg.), *Das Soziale gestalten. Über Mögliches und Unmögliches der Sozialpädagogik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249-264.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2007): *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bohnsack, Ralf (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*, Opladen: Leske und Budrich Verlag.
- Bryceson, Deborah/Vuorela, Ulla (2002): „Transnational Families in the Twenty-first Century“, in: Deborah Bryceson /Ulla Vuorela (Hg.), *The Transnational Family. New European Frontiers and Global Networks*. Oxford: Berg, S. 3-30.
- Fereidooni, Karim/El, Meral (Hg.) (2017): *Rassismuskritik und Widerstandsformen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Foroutan, Naika (2020): „Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft“, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Aus Politik und Zeitgeschichte. (Anti-)Rassismus*, 70. Jg. Nr. 42-44, S. 12-18.
- Gardi, Nissar (2018): „Peers of Color – Empowerment als reflexive, kollektiv bewegende Praxis“, in: Christine Hunner-Kreisel/Jana Wetzel (Hg.): *Rassismus in der Sozialen Arbeit und Rassismuskritik als Querschnittsaufgabe. Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 15*. Lahnstein, S. 78-90.
- Hill, Miriam (2020): *Migrationsfamilien und Rassismus. Zwischen Ausschlusspraxen und Neuorientierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hill, Miriam/Tschuggnall, Julia (2016): „„Kofferkinder“ – Wenn Eltern migrieren und Kinder zurückbleiben. Zeitliche Trennung als Lebensstrategie von Migrationsfamilien“, in: Jennifer Carvill Schellenbacher/Julia Dahlvik/Heinz Fassmann/Christoph Reinprecht (Hg.): *Migration und Integration – wissenschaftliche Perspektiven aus Österreich. Jahrbuch 3*, Wien: Vienna University Press, S. 153-166.

- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pries, Ludger (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Riegel, Christine/Stauber, Barbara/Yildiz, Erol (Hg.) (2018): LebensWege-Strategien. Familiäre Aushandlungsprozesse in der Migrationsgesellschaft, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Scharathow, Wiebke (2014): Risiken des Widerstandes. Jugendliche und ihre Rassismuserfahrungen, Bielefeld: transcript.
- Terkessidis, Mark (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive, Bielefeld: transcript.

